

O-TON

Der Soziologe Hartmut Rosa ist ein Experte für alle Fragen zur Zeit. Mit seinem Buch „Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne“ hat er ein grundlegendes Werk über modernes Zeitempfinden vorgelegt. In „Heft 11“, herausgegeben vom Schauspiel Hannover, schreibt er über „Zeitstrukturen des Theaters“

Wir sind gehetzt. Wir sind spät dran. Uns läuft die Zeit davon. Wir sind ununterbrochen mit ‚Multitasking‘ beschäftigt: Hier ein Anruf, dort eine Besorgung, hier rasch eine Aufgabe dazwischengeschoben, dort geschwind einen Auftrag weitergeleitet, und schon sind wieder drei E-Mail-Nachrichten eingegangen. Atemlos und gedanklich zerstreut an hunderterlei völlig heterogene Dinge erreichen wir unseren Platz im Theater, getrieben von notorischer Unruhe: Dieses Gespräch haben wir noch nicht geführt, jenen Brief vergessen, einen Kollegen nicht informiert, noch kein Geburtstagsgeschenk für den Sohn besorgt.

So präsentiert sich der Alltag des durchschnittlichen deutschen Theatergängers. So präsentiert sich unser aller Alltag: Er zerfällt in sich überlagernde Zeit- und Aufmerksamkeitsfragmente, die mit hoher Geschwindigkeit aufeinanderfolgen, sich aber zu keinem Lebensganzen mehr zusammenfügen und in uns das Gefühl permanenter Geheitztheit erzeugen. Was auch immer wir tun – stets sind wir schon zu spät dran, wenn wir damit anfangen.

Kaum aber verdunkelt sich das Saallicht, sind wir gefangen, werden wir geradezu zwangsschleunigt: Handy aus. Kein Computer in Reichweite. Wir können jetzt nirgendwohin gehen, nicht mal eine Notiz machen. Wir sind geradezu auf dem Sitz festgenagelt. (...) Für die nächsten ein, zwei, selten auch drei Stunden werden wir zum absoluten ‚Monotasking‘ gezwungen, wengleich unser Geist, insbesondere in der ersten halben Stunde, noch unruhig hierhin und dorthin wandern mag. Und dieses Monotasking ist auch noch ausgesprochen passivisch: Wir sind zum Schweigen und Stillsitzen verurteilt!

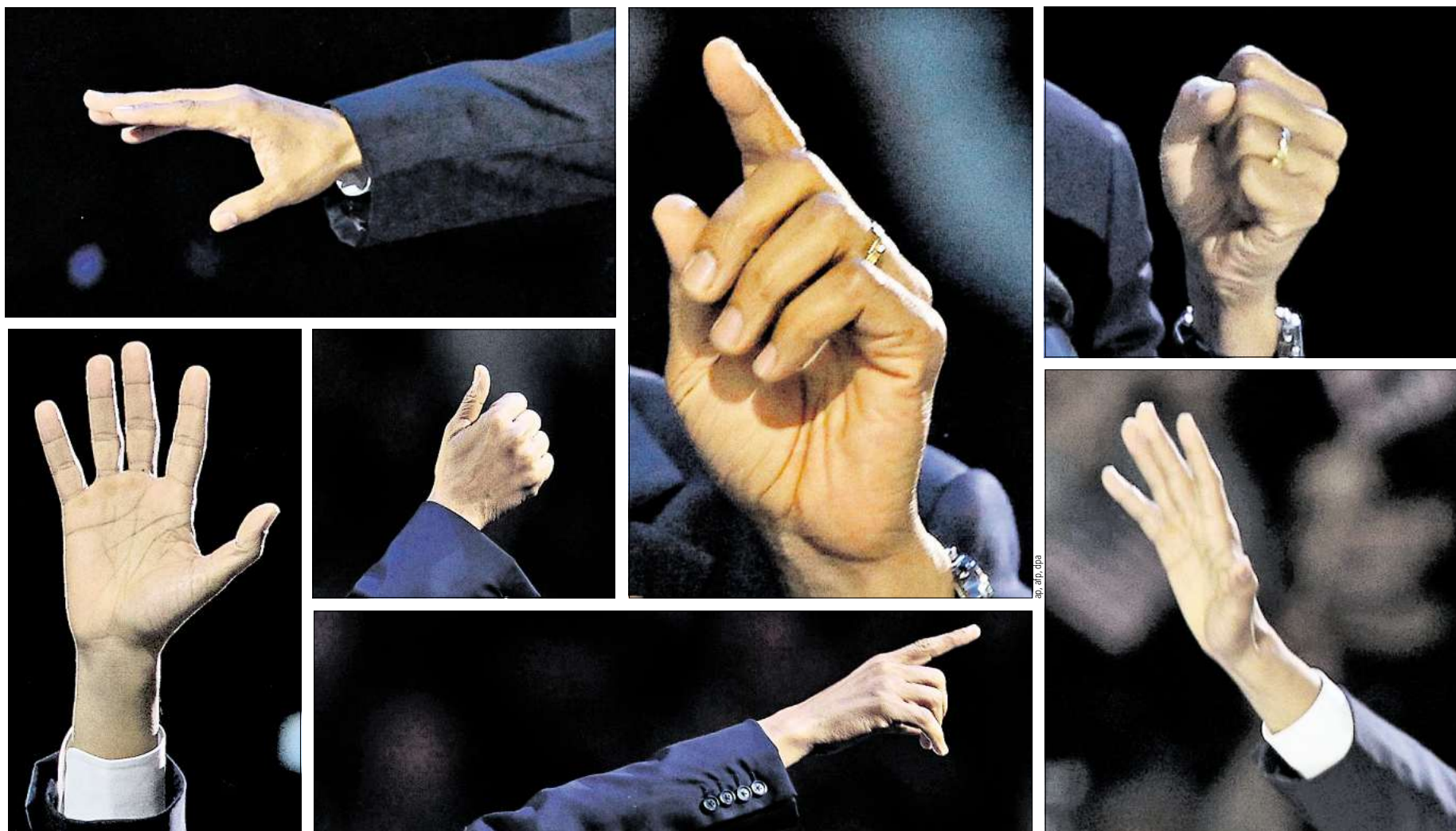
Das Theater stellt damit – ähnlich wie auch das Kino – geradezu eine ‚Entschleunigungszone‘ für den modernen Menschen dar. Indem es uns der Chance beraubt wegzuzappen oder aufzustehen und Dringendes, das uns eben einfällt, zu erledigen, entlastet es uns (für die Dauer der Vorstellung) auch von der Verantwortung, unser Bewusstsein nach Unerledigtem abzusuchen und auf effizientere Weisen und Möglichkeiten der Zeitzumsetzung zu drängen.

(...) Indem ein Theaterbesuch uns zum Stillsitzen und Aufmerken zwingt und dazu bringt, Dinge viel länger auszuhalten, als wir es sonst täten ohne um- oder auszuschalten, erleichtert er uns auch die Vorinvestition von Zeit und Energie – und erhöht damit die Wahrscheinlichkeit, dass wir neue und wirkliche Erfahrungen machen.

„Heft 11“ liegt im Schauspiel Hannover aus.

Alles nur ein Missverständnis?

Obama als Deutscher: Ein Gespräch mit dem hannoverschen Juraprofessor Ulrich Haltern



Sie haben 2009 das Buch „Obamas politischer Körper“ veröffentlicht. Was meinten Sie mit dem Titel?

Das Buch hatte drei Ebenen. Erstens beobachtete es, welche Rolle die Körperlichkeit Obamas im politischen Geschäft spielte. Jemandem, der seinen Körper fit hält, vertraut man auch die Sorge um den politischen Körper an. Zweitens erklärte es das amerikanische Staatsverständnis als körperlich im organischen Sinne: Die amerikanische Nation ist mehr als die Summe ihrer Einzelteile, denn die Bürger formen einen politischen Körper. Ein Mythos, aber ein praktisch unerschütterlicher, der auch dazu führt, dass sich Obamas Körper und der amerikanische politische Körper gegenseitig spiegeln. Drittens hat das Buch das amerikanische mit dem europäischen Verständnis des Politischen kontrastiert. In Europa begreifen wir das Politische nicht mehr als Körper, sondern als Diskurs oder Gespräch.

Hat Obamas Körper nach vier Jahren Präsidentschaft eine andere Bedeutung?

Ja, in seinem Körper spiegelt sich die Nation nicht länger. Die Einigungskraft, die die Einheit des Körpers hat, ist verloren gegangen. Das Organische ist verfliegen, und das kann man durchaus begrüßen: Einer Demokratie tut Vielseitigkeit immer besser als Einheitlichkeit. Wer wüsste das besser als wir Deutsche? Lernen kann man daraus übrigens auch, dass es bei politischer Repräsentation in erster Linie auf die Vorstellung ankommt, nicht auf Fakten: Ob man sich in einer anderen Person spiegelt, hängt nicht nur vom körperlichen Zustand jener Person ab, sondern vom eigenen Glauben an die Repräsentationskraft.

Sie haben nach Ihrem Buch Obama sicherlich etwas genauer beobachtet?

Klar, ich habe ihn weiter beobachtet, auch wenn ich weniger an seiner Person als an seiner Symbolik interessiert bin. Mich hat überrascht, dass er in seiner ersten Amtsperiode eigentlich ein ziemlich schwacher Redner und stattdessen ein ziemlich guter Macher war.

Bei uns wird eher das Bild vom relativ erfolglosen Schönredner gepflegt.

Ja, aber er hat ja einiges geschafft, von der Reform des Gesundheitswesens über die Außenpolitik bis hin zur Terrorismusbekämpfung. Das war alles andere als selbstverständlich, wenn man bedenkt, was für ein schwieriges Umfeld ihm die Bush-Administration und die Finanzkrise hinterlassen haben. Aber es ist ihm kaum gelungen, diese Erfolge auch zu kommunizieren.

Wie erklären Sie sich die Härte der ideologischen Auseinandersetzung in den USA?

Na ja, es gab dort auch schon andere harte Wahlkämpfe. Vielleicht empfinden wir die Härte nur deshalb als bedrückend, weil Obama selbst teil an ihr hatte. Anders als vor vier Jahren hat er diesmal auf staatsmännische Umarmungen verzichtet und sich als harter Vertreter des demokratischen Lagers dargestellt. Aber Sie haben schon recht, die Grenzen zivilisierter Gegnerschaft wurden einige Male überschritten. Das war übrigens von Anfang an so. Man kann sich noch gut an die Paranoia erinnern, mit der Obamas Gegner seine Geburtsurkunde infrage stellten.

Warum war dieser Aspekt so wichtig?

Zu bezweifeln, dass er Amerikaner ist, bedeutet zu bezweifeln, dass er „einer von uns“ ist. Er versagt in seiner Spiegel- und Repräsentationsfunktion, wenn er ein Fremder ist. Sein Körper ist dann nicht unser politischer Körper, sondern ein Fremdkörper. Das hatte teilweise unvorhergesehen rassistische Motive, aber überwiegend stand wohl dahinter, dass Demokraten und Republikaner sich als Söhne ihrer Väter, der Gründerväter der Republik, verstehen. Das Körperliche geht hier eine

Symbiose mit der Vorstellung einer Nation als Familie ein. Beide sind Brüder und streiten sich darum, wer das wahre Erbe antritt: Wer ist der „eigentliche“ Bewahrer des amerikanischen Traums, wer der „authentische“ Interpret von Freiheit und Gleichheit? Einer ist der illegitime Sohn – ein bedrohlicher Fremdkörper. Viel liegt also im amerikanischen Mythos des politischen Körpers begründet. In Europa ist das zunächst einmal anders. Wenn hier das Politische ein Gespräch ist, ist der politische Gegner ein Gesprächspartner, der anderer Meinung ist.

ULRICH HALTERN

hat eine Juraprofessur für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Leibniz Universität Hannover inne und ist zurzeit Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin.



In Deutschland herrscht ein großes Unverständnis über bestimmte Erscheinungen wie die Tea-Party-Bewegung.

Stimmt, aus unserer Sicht sieht die Tea Party ein bisschen aus wie ein Haufen Verrückter. Erinnern Sie sich an die Bilder von Sarah Palin, die im Tarnanzug mit einer riesigen Knarre große haarige Tiere abgeschossen hat? Unvorstellbar mit Angela Merkel. Trotzdem finde ich die Art, wie in Deutschland berichtet und geurteilt wird, zum Teil unerträglich. Die Besserwisserei, die Behauptungen des Aufgeklärterseins und des zivilisatorischen Vorsprungs des alten Kontinents gegenüber der USA – das wird mit viel Arroganz, Antiamerikanismus und gleichzeitig Ignoranz vorgetragen. Wir täten gut daran, uns nicht nur der eigenen Vergangenheit zu erinnern, sondern auch daran, dass unser eigenes Verständnis des Politischen nicht weniger mythisch ist als dasjenige der USA. Körper oder Diskurs – das sind beides keine objektiven oder aus sich heraus fortschrittlichen Vorstellungen des Politischen.

Können Sie das erläutern?

Ist es unplausibler, sich ideologisch zu

verhärten, wie in den USA, als in kompletter Unterideologisierung einer Art Konsens-Pragmatismus zu frönen wie bei uns? Es sind Vorstellungsräume, die für die jeweiligen politischen Gemeinschaften selbstverständlich sind, mehr aber auch nicht. Jede Nation lernt aus ihrer Vergangenheit und reagiert in ihren Vorstellungsräumen anders auf bestimmte Dinge. Auch Europa und die USA haben zugleich diese Nähe und diese fundamentalen Unterschiede, und befremden einander damit eben auch.

Was begeistert die Deutschen an Barack Obama?

Er scheint unseren eigenen Sensibilitäten recht nahe zu sein, denken Sie nur an Umweltschutz, internationale Zusammenarbeit, Grundrechtsschutz, Vielfalt usw. Wir jubeln also, weil wir das uns fremde Amerikanische, das Palin und Bush verkörpern, durch unsere eigene Vernunft in Gestalt Obamas überspielt sehen: Obama als Deutscher. Das ist aber ein fundamentales Missverständnis. Obama steht mit beiden Beinen tief im amerikanischen Mythos.

Ein Kosmopolit ist er also nicht?

Er ist kein Weltbürger, sondern sagt beständig: „We are always Americans first. America is the greatest Country in the World.“ Er wird die USA nicht im europäischen Sinne „zur Vernunft“ bringen. Das ist ja auch angesichts der bescheidenen Ergebnisse etwa im Bereich des nationalen und internationalen Umweltschutzes oder der Drohnenkriegführung in Afghanistan nicht zu übersehen. Aber aus europäischer Sicht ist er im Vergleich zu Romney das weniger Fremde.

Heißt das: Obama ist uns zwar näher, aber irgendwie auch exotischer?

Für uns ist er die Erinnerung daran, dass man das Politische als existenziell und erotisch begreifen kann. Wir haben diese Dimension abgeschüttelt. Aber sie ist natürlich verführerisch, und wir leben sie, quasi als Touristen, anhand einer fremden Verkörperung des Politischen aus.

Interview: Karl-Ludwig Baader

Der Entdecker

Friedrich Christian Delius im hannoverschen Literaturhaus

VON KARL-LUDWIG BAADER

„Nichts kann so falsch sein wie die Erinnerung.“ Das sind so apodiktisch formulierte Sätze, die ihre Autoren ihr Leben lang verfolgen – und zu gegebener Zeit auch einholen. Wer dann noch wie Friedrich Christian Delius unter dem Titel „Als die Bücher noch geholfen haben“ biografische Skizzen, also Erinnerungen, veröffentlicht, muss mit diesbezüglichen Rückfragen rechnen. Im hannoverschen Literaturhaus, wo der Schriftsteller („Die Frau, für die ich den Computer erfand“) zu Gast war, fasste der gut vorbereitete Moderator Olaf Kutzmutz denn auch nach, ohne ihn zu packen.

„Das war“, meinte Delius nur, „eine leicht ironische Provokation.“ Eigentlich könne er sich auf sein Gedächtnis verlassen, aber nicht für alle Details garantieren. Erinnerungen seien eben immer auch Fiktion. Der eher mit lässiger Bescheidenheit auftretende Autor neigt zudem nicht dazu, sich und seine Bedeutung zu überschätzen.

Besonders deutlich wird das in den Passagen seines Buches, in denen er von seinen beruflichen Anfängen berichtet. Als 23-Jähriger durfte er sich in wichtigen Zeitungen als Literaturkritiker äußern und verfasste einen donnernden Verriss eines Buches von Erich Fried, dem er kurz darauf auf einer Tagung der Gruppe 47 begegnete. Es ist von qualender Genauigkeit wie von selbstironischer Distanz, wie Delius seine Bangigkeit, die Peinlichkeit der Situation beschrieb – und seinen Entschluss, nie mehr Verrisse zu schreiben. Er bekannte auch ganz freimütig, wie sehr er unter Verrissen seiner Bücher leide: „Ich finde sie meistens unverschämt.“

Man nimmt ihm ab, dass er viel lieber lobt. Eine besondere Freude bereitet ihm die Entdeckung bisher unbekannter Talente – und da hat er offensichtlich ein Händchen für die außergewöhnlichen Fähigkeiten von Autoren mit dem Allerweltstnamen Müller – Herta und Heiner. Von Letzterem brachte er als Lektor des Rotbuchverlags eine Werkausgabe auf den Weg, als ihn bei uns noch niemand kannte. „Das war wahn-sinnig, aber richtig.“

Eher betrüblich bis belastend sind seine Erinnerungen an die Zeit als Lektor von Klaus Wagenbach, mit dem er keinen Kontakt mehr hat. Er stellte ihn – ohne jeden Enthüllungsgestus und sehr um Differenzierung bemüht – als frühen Förderer der sogenannten RAF vor, als die Desperados sich noch nicht so nannten. Ihre Protagonisten, Ulrike Meinhof und Andreas Baader, hatten Anfang der Siebziger oft noch den Nimbus der von staatlicher Gewalt verfolgten Helden.

Der 1943 geborene Delius – ein Achtund-sechziger, der „mehr Jean Paul als Karl Marx las“ – hat also viel zu erzählen und zeigt sich in diesen biografischen Skizzen nicht nur als genau und sensibel beschreibender Zeitzeuge, sondern auch als unweiler Selbstbeobachter. Er beschreibt eindringlich, wie er, durch die Autorität des Vaters, eines wortmächtigen Pfarrers, erdrückt wurde, oft verstümmte und sich nur stotternd – und lesend – einen Weg zur Sprache bahnte: Durch Bücher sei er „zum Menschen geworden“.

Da schien es Kutzmutz wohl nur konsequent, von Delius eine Autobiografie zu erwarten. Der aber möchte sich „nicht aufpumpen“. Wer als Schriftsteller eine Autobiografie schreibt, hat etwas falsch gemacht.

KULTURNOTIZ

Scharfer Reis im TaK

Reisparteitag? Asiatische Politik? Dunkle Deutsche? Kabarettist Thomas Reis selbst ist die Antwort, aber ihm fehlen es in den anderen beiden Themen etwas ein. Der Wortkünstler mit dem scharfen Ton gastiert noch heute um 20 Uhr im Theater am Küchengarten. Ein paar Tickets sind noch da: (05 11) 44 55 62.

Berlin – nicht mehr sexy

Der Guggenheim-Konzern zieht sich aus der deutschen Hauptstadt zurück

VON JOHANNA DI BLASI

Der Guggenheim-Konzern zieht sich aus Berlin zurück. Die Stadt ist für die Amerikaner nicht mehr schillernd genug. Doch der Ausstellungsbetrieb in dem attraktiv zwischen Museumsinsel und Friedrichstraße gelegenen Domizil, das 15 Jahre lang die „Deutsche Guggenheim“ beherbergte, geht überraschend weiter. Die Räume ohne Guggenheim als „Deutsche Bank Kunstthale“ weiterführen.

Die Kooperation mit den Amerikanern endet Ende des Jahres. Das Guggenheim Museum verabschiedet sich mit einem Ausstellungs-Highlight aus Berlin: „Visions of Modernity“ erzählt ab 15. November anhand von Meisterwerken aus der Guggenheim Collection von künstlerischen Innovationen von den 1880ern bis in die 1930er-Jahre, eine Phase, als Europa noch vor künstlerischen und technischen Neuerungen strotzte. Zur Ausstellungsöffnung reist Guggenheim-Direktor Richard Armstrong nach Berlin.

Drei Monate lang wird im Domizil Unter den Linden Klassische Moderne vom Feinsten geboten: von Wassily Kandinsky („Bild mit weißem Rand“) über Pablo Picasso („Karaffe, Krug und Obstschale“) bis Paul Cézanne („Stilleben: Teller mit Pfirsichen“). Auch Werke von El Lissitzky, Amedeo Modigliani, Constantin Brancusi, Alexander Calder, Paul Klee und Franz Marc sind zu sehen.

„Die Werke stammen aus dem Grün-



Noch Deutsche Guggenheim, bald komplett unter dem Namen einer Bank.

dingsstock der Guggenheim-Sammlung, also aus Beständen von Salomon R. Guggenheim, Peggy Guggenheim, den Händlern Karl Nierendorf und Justin K. Thannhäuser und von Katherine S. Dreier sowie Hilla Rebay“, sagt Sara Bernshausen, Sprecherin der Deutschen Guggenheim. Die Werke kommen aus New York und Venedig. Die Versicherungssumme soll „erheblich“ sein.

Guggenheim hat neben dem New Yorker Stammhaus Niederlassungen in Bilbao und Venedig. 2017 soll das größte der Guggenheim-Museen in Abu Dhabi eröffnet werden. Der Bau stammt vom Guggenheim-Hausarchitekten Frank Gehry. Berlin hat für die Amerikaner offensicht-

lich an Glanz verloren. Die Stadt werde vom Stadtmarketing zwar zur „Kunstmetropole“ stilisiert, erklärt Bernshausen, doch „das Vibrierende der Neunziger und frühen Nuller-Jahre ist im heutigen Berlin nicht mehr zu finden. Institutionen und die Kunstszene haben sich aufgrund der Wirtschaftslage gewandelt.“

Tatsächlich ist die Berliner Szene einem enormen Wandel unterworfen. Allerdings mangelt es nicht an Künstlern, nur werden diese aufgrund steigender Mieten aus Innenstadtbereichen verdrängt. Noch immer ist Berlin neben Amsterdam ein Hotspot für Künstler. Nur diese beiden europäischen Städte bieten nennenswerte öffentliche Atelier-

förderung. Allerdings hat sich die Szene radikalisiert und politisiert. Ein Ausdrück dafür war die zum Basislager der internationalen Occupy-Bewegung und zur Plattform für kritische osteuropäische Künstleraktivisten umfunktionierte Berlin-Biennale im Frühjahr 2012.

Auch der Abwehrkampf gegen das BMW-Guggenheim-Lab, das dann aber immerhin 20.000 Besucher zählte, empfahl die deutsche Metropole nicht unbedingt internationalen Kulturmarketingstrategen. Der Vertrag mit Guggenheim sei für fünf Jahre abgeschlossen und zweimal verlängert worden, heißt es von der Deutschen Guggenheim. „Leider“ sei er nicht weiter verlängert worden.

In den 15 Jahren transatlantischer Kooperation sahen in Berlin fast zwei Millionen Menschen mehr als 60 Ausstellungen in der Deutschen Guggenheim – der Name ist eine Kombination aus „Deutsche Bank“ und „Guggenheim Museum“. Noch Anfang des Jahres hatte die Bank angekündigt, anstelle der Kunstthale ein Dialogforum zwischen Wirtschaft, Politik, Kultur und Gesellschaft zu etablieren. Nun wird der Ort doch mit Kunst weiter bespielt. „Wir nutzen ihn für eine Neuausrichtung im Kunstengagement“, formuliert Bernshausen. Aus der Deutschen Guggenheim wird die „Deutsche Bank Kunstthale“.

Die Ausstellung „Visions of Modernity. Impressionismus und Klassische Moderne in den Sammlungen der Guggenheim Foundation“ beginnt am 15. November. Unter den Linden 13/15, Berlin.

ligne roset®

29.09. – 10.11.2012

Aktion
MULTY
Schlafsofa
€ 1.570,-

Design: Claude Brisson. 3-Sitzer mit Keilkissen, Stoff PAUSE, 8 Farben. Solange Vorrat reicht. Preis ohne Armlehne. www.ligne-roset.de

ligne roset · Osterstraße 60 · 30159 Hannover · Tel. 0511 3 06 87 24*

*Inhaber: Glienke & Brunschön OHG, Osterstraße 60, 30159 Hannover